

# "Frankreichs Uhren gehen anders"

Autor(en): **Mann, Golo**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **22 (1954-1955)**

Heft 3

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758579>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## «FRANKREICHS UHREN GEHEN ANDERS»

Von Golo Mann

Langsam ist der Prozeß, der uns ein «geeinigtes Europa» bringen soll; so schwierig und widerstandsdurchsetzt, daß wir bislang nicht wissen, ob das verkündete Ziel je erreicht werden wird. Wer ist daran schuld? Natürlich alle. Die ganze Vergangenheit, die ganze Gegenwart und alle beteiligten Mächte. Das, was dafür wirkt und gleichzeitig dagegen wirkt; zum Beispiel der Kalte Krieg und die Teilung Deutschlands. Jene, die es wollen und initiiert haben und gleichzeitig auch nicht wollen, zum Beispiel England. Die Vereinigten Staaten, weil sie forcieren, was wachsen muß, und der großen Sache einen gar zu negativen, defensiv-abhängigen Akzent geben. Deutschland, das zurzeit so erstaunlich gemäßigte, vernünftige Deutschland, das seine jüngste Vergangenheit weder vergessen machen kann, noch selber ganz verdammen mag, durch seine hektische Prosperität Verwirrung stiftet und noch durch seine freundschaftlichen Umarmungen die Nachbarn schreckt. Frankreich, weil es nichts anderes wollen kann als die Bewahrung seiner nationalen Persönlichkeit in veränderter Welt und zweifelt, ob «Europa» zum Zweck das rechte Mittel sei. Wir haben es nicht mit einem Konflikt zu tun, wie jener war, der der Gründung des Deutschen Reiches vorausging, und von dem einer gesagt hat, er sei nur durch Blut und Eisen zu lösen gewesen. Bismarckische Staatskunst erreichte in der gegenwärtigen Situation nichts. Was den Prozeß der Einigung unabsehbar verzögert, ist das wirre, tief irrationale halbe Mit- und halbe Gegeneinander so vieler Willenszentren, Traditionen und widersprechender Motive.

Für einen der Hauptpartner des Spieles, für Frankreich, hat *Herbert Lüthy* diese Verwirrung der Gefühle in einem Buch gezeigt, das auch der vorsichtigste Kritiker eine Meisterleistung nennen darf.<sup>1</sup> Wir haben viele gute Studien über Nationen und Staatswesen, über Italien, England, Deutschland, selbst Amerika, selbst die Sowjetunion. Jedoch über kein anderes Land haben wir, in unseren Jahren, ein Werk, das sich mit «*Frankreichs Uhren gehen anders*» vergleichen ließe. Hier steht kein leerer Satz. Von

<sup>1</sup> Herbert Lüthy: «Frankreichs Uhren gehen anders», Europa Verlag, Zürich.

Anfang bis zu Ende wird eine Intensität durchgehalten, wie man sie sonst nur von Essays des obersten Ranges, nicht aber von umfangreichen Monographien erwartet. Selten hat ein Gelehrter so brillant geschrieben, selten ein Journalist so umfassende Kenntnisse bewiesen. Historische Rückblicke, politische Analysen, dramatische Vergegenwärtigungen, Porträts von Menschen, Städten, Landschaften, all das wird zur schönen Literatur; noch die schwierigsten wirtschaftlichen Untersuchungen werden dargeboten, als seien es künstlerische Impressionen. Daß eine solche Zusammenschau, die Bergung einer erstaunlichen Vielfalt von Dingen in einer einzigen künstlerischen Komposition nicht möglich war ohne eine starke persönliche Akzentgebung, versteht sich von selbst. Das Licht, in dem hier Frankreich erscheint, ist entschieden französischen, aber auch entschieden Herbert-Lüthyschen Ursprungs.

Unmöglich, von seinem Stil anders als durch Proben einen Begriff zu geben. In der Beschreibung der Pariser Markthallen heißt es:

Im weiten Umkreis der Hallen sind die Verkehrsadern von Fahrzeugen verstopft, die ihre Berge von Kisten und Körben und Viehleichen von den Bahnhöfen und Schlachthäusern in die Hallen führen, über alle angrenzenden Straßen quellen die Früchte in hohen Stapeln, ein ganzer Stadtteil wird allnächtlich in einen Morast von Fisch und Blut und faulenden Gemüseresten verwandelt...

worauf eine vernichtende ökonomische Beurteilung dieses «volkswirtschaftlichen Wahnwitzes» folgt.

Charles Maurras wird charakterisiert:

«...Denn dieser taube Misanthrop und keifende Literat war freilich genau der Gegner, den sich die republikanischen Ideologen wünschen konnten. Indem er Punkt für Punkt, in delirierender Freude an der Provokation — ‚pour épater les radicaux‘ —, die Antithese der ‚Prinzipien von 1789‘ zum Prinzip erhob, warf er sich und seinen Anhängern stolz das Narrenkostüm des reaktionären Finsterlings um, das die Rhetoren der Republik für den Kinderschreck ihres Bilderbuches zurechtgeschnitten hatten... Es gab ihn also wirklich, den Bösen Mann, gegen den die jakobinischen Volksredner so unermüdlich die Republik verteidigten!»

Von de Gaulles politischer Tätigkeit, nach seinem Rücktritt vom Amt des Regierungschefs im Januar 1946, berichtet Lüthy:

«In unnahbarer Distanz von den Kompromissen und Niederungen der Tagespolitik, in symbolischen Kundgebungen am Grabe Clemenceaus, bei Denkmalsweihen und patriotischen Feiern wiederholte er beschwörend, in klassisch strengen und abstrakten Deduktionen, ohne mit einem Wort auf konkrete Schwierigkeiten einzugehen, die vieldeutige, doch einleuchtende Forderung nach einem starken, über dem Streit der Parteien stehenden Staat.»

Und so wird die Regierung Queuille eingeführt:

«...als nun der Präsident der Republik den Präsidenten der Nationalversammlung verzweifelt anflehte: ‚Aber wen, um Gottes willen, kann ich denn noch rufen?‘ da sprach Edouard Herriot aus profunder Kenntnis der Lage und der Menschen: ‚Herrn Queuille.‘ Der General wie alle Welt hatte eine parlamentarische Krise mit einem Weltuntergang verwechselt; alle Welt hatte ihn, General de Gaulle, vor den Toren stehen sehen, und es kam der unscheinbare südfranzösische Landarzt und radikale Veteran Henry Queuille, die unübertreffliche Verkörperung des ‚mittleren Franzosen‘. Aus den Nebelschwaden der Psychosen und Chiliasmen, unter denen seit Jahren das wirkliche Frankreich verborgen gelegen hatte, stieg bedächtig die alte, glanzlose, totgesagte Dritte Republik in den neuen Tag.»

Ein starker, formgebender Wille steht hinter solchen Beschreibungen. Es ist der Autor, der Menschen und Dinge erlebt, ihnen einen Ort gibt im Ganzen, das selber ein geistiges Porträt ist. Denn dies ist Lüthys These: Frankreich, im Gegensatz zu anderen Ländern, ist eine endgültige Form, eine höhere Individualität — ist eine Person. Und wer dem berühmten Satz Michelets: «La France est une personne», auf 350 Seiten konkrete Wahrheit verleiht, der erklärt auch, gleichzeitig, warum es den Franzosen so schwer wird, sich an den Gedanken einer «Integrierung» Europas zu gewöhnen. Wie soll eine «Person» sich selber aufgeben, sich mit anderen zu umfassenderer Einheit verschmelzen wollen? Dem politisch leidenschaftlich interessierten, an allen Unwahrhaftigkeiten, allen Widersprüchen und irrationalen Widerständen ungeduldig leidenden, auf klare Alternativen drängenden Autor wurde sein Porträt Frankreichs notwendig zur Analyse des Problems «Frankreich und Europa».

Die französische Gegenwart ist geronnene Vergangenheit. «Frankreich wird verwaltet, nicht regiert»; Regierungen und Verfassungen wechseln, die hyperzentralisierte Bürokratie, der Staatsrat, die großen «Mandarinate» setzen ihre Arbeit unbeirrbar fort. Sie tun es nach Regeln, die ihren Ursprung im Mittelalter haben und unter Napoleon I. ihre endgültige Fixierung erhielten — in protektionistischer, merkantilistischer Zeit. Der «Geist des Kapitalismus» hat das Land nie wirklich durchdrungen. Daher die mangelnde Dynamik seiner Wirtschaft, der «volkswirtschaftliche Wahnwitz» der «Hallen», daher die Furcht vor dem freien, dem europäischen Markt; «eine tief sympathische Abneigung gegen jede ‚Ertüchtigung‘, sei sie deutsch oder amerikanisch, und zugleich eine fast schon krankhafte, ganz unbegründete Ueberzeugung, daß Frankreich stets und auf allen Gebieten im offenen Wettbewerb unterlegen wäre». Dieser isolationistischen, erzkonservativen

Grundhaltung scheinen nun freilich die «Prinzipien von 1789» zu widersprechen. Lüthy hilft sich hier — wie wir alle, wenn wir uns auf dergleichen Analysen einlassen — mit der Bemerkung, daß Frankreich eben das «Land der Widersprüche» sei (alle Länder sind das); hält übrigens die jakobinische Rhetorik mehr für eine Sache der Pariser, der Oberfläche, die ihrerseits längst erstarrt ist. Oder doch nicht ganz erstarrt? Die Kommunistische Partei Frankreichs, meint er, sei entschieden jakobinischen Charakters, aber gleichwohl einer neuen, den französischen Rahmen sprengenden Dynamik nicht entbehrend.

Womit wir erst am Anfang einer Kette von Widersprüchen sind. Dies trotz seiner revolutionären Tradition im Grunde konservative, an der Außenwelt uninteressierte, sich selbst genügende Land hat einen ausgeprägten Sinn für seine Würde unter den Staaten, seine Stellung als «Großmacht». Mit einer, relativ gesehen, schwächer und schwächer werdenden Industrie, einer archaisch-autarken Wirtschaft will es weiterhin Großmachtspolitik führen in einer Welt, in der «Macht» und «Industrie» praktisch ein und dasselbe geworden sind. Denn zu seinem uralten Begriff von sich selbst, der «Person» Frankreich, gehört «Größe».

Aber es ist nicht konservativ in dem geistigen, moralischen Sinn, in dem England es ist und der Loyalität zu sich selbst, innere Einigkeit bei aller Vielfalt der Meinungen und Interessen bedeutet. Vielleicht wäre im Fall Frankreichs das Wort «konserviert» klärer als das Wort «konservativ». Es konserviert seine Lebens- und Wirtschaftsformen, auch seine uralten Spaltungen, die unter neuen Namen und Zeichen immer wieder erscheinen. Eben darum kann es sich nicht «regieren», das heißt, Veränderungen, welche die Zeit mit sich bringt, verantwortlich formen, sondern bloß «verwalten». Aus der «Vierten Republik», die etwas Neues, Sozialeres, Schöpferisch-Gestrafteres sein sollte, zwang die Trägheit alter Gegensätze es in die 1940 ad absurdum geführte «Dritte» zurück.

Gleichzeitig will es andere regieren. Zu seinem Begriff von Größe gehört eine mehr als nur europäische Existenz. Lüthy zeichnet Frankreich als die älteste Kolonialmacht, Herrin über einen beträchtlichen Teil der Erde, in dem es wahrhaft römische Leistungen vollbracht hat. Aber eben nur römische; administrative, zivilisatorische, nicht freiwirtschaftliche. Er zeigt das Nest von Widersprüchen, in denen heute auch das französische Imperium sich abkämpft. Selbst das jakobinische, das «linke» Frankreich will im Grund das einmal Erworbene nicht preisgeben; denn auch ihm liegt «Größe», auch ihm Herrschaft und Einheit am Herzen. Andererseits ist es eben jakobinische Philosophie, das Prinzip der

nationalen Selbstverwirklichung, Freiheit und Souveränität, was in den Kolonien gegen das «Mutterland» aufsteht; die antikolonialen Bewegungen haben alle in Paris ihre Wiege, wenn nicht ihr Zentrum, und die algerischen Separatisten können mit Fug behaupten, kein anderes Verbrechen zu begehen, als die französischen Schulbücher ernst zu nehmen. Die Schulbücher freilich wissen nur von nationaler Souveränität im allgemeinen und von französischer im besonderen, nicht von algerischer oder zentralafrikanischer. Die Schulkinder im Kongo müssen buchstabieren «nos pères les Gaulois». In einer Kolonialwelt, die auf nationale Autonomie, Unabhängigkeit, Zersplitterung hinaus will, ist das ferne Ideal, welches Frankreich bietet, das des Reiches von «hundert Millionen Franzosen». Daher das verzweifelte aneinander-Überbeireden überseeischer und metropolitaneer Deputierter in den Pariser Versammlungen; daher die «Katastrophen in der Ferne», in Madagaskar, in Indochina.

Mit diesem Imperium hinter sich, mit dieser Vergangenheit, dieser «persönlichen», abgesonderten Gegenwart soll nun Frankreich sich in ein Abenteuer stürzen, für das es in seiner Geschichte kein Beispiel gibt. Es soll seine Wirtschaft, seine Armee, seine Außenpolitik mit jener anderer Mächte verschmelzen, und zwar vor allem der Deutschen, die ihm in den letzten Jahrzehnten so bitteres Leid verursacht haben. Keine heimliche Forderung. Herbert Lüthys Werk gipfelt in dem Bericht darüber, wie sie entstand, sich entwickelte und einen immer wütenderen Widerstand gegen sich provozierte.

In einem gewissen Sinn ist das ganze Werk ein Versuch, eben diesen Widerstand zu begreifen; es fehlt dem Autor nicht an Sympathie für seine echten Ursprünge. Er ist andererseits voller Ungeduld, ja Verachtung gegenüber den trüben Elementen, die sich ihm anschlossen oder ihn sich zunutze machen; gegenüber den Kommunisten, die jetzt endlich die nationale Souveränität als ihr höchstes Ideal entdeckten; gegenüber den Gespenstern von vorgestern, den «Totengräbern» von München und Vichy, die nun «unter wehender Trikolore in die Front der nationalen Unerbittlichkeit» zurückkehrten. Er ist, vor allem, überzeugt von der Notwendigkeit der Forderung, sie sei so hart, wie sie sei. Er glaubt an «Klein-Europa», an das Europa der Montan-Union und der anderen Unionen, die kommen müssen, wenn das Wenige, schon Gewonnene nicht wieder verloren gehen soll. Dabei geht es nicht in erster Linie um das Heikelste, schon Zerredete, das wohl nicht so sehr hätte ins Zentrum gerückt zu werden brauchen, die «Verteidigungsgemeinschaft». Es geht um das Prinzip selbst, wovon

die verschiedenen konkreten Gründungen die früher oder später abzuleitenden Realisationen wären. Nicht, um den Vereinigten Staaten einen Gefallen zu tun. Im Gegenteil; die westeuropäischen Völker gilt es «zu einer Einheit zusammenzufassen und ihnen damit als Ganzes ein Stück jener Autonomie und jenes Eigengewichts wiederzugeben, das sie als einzelne nicht mehr besitzen» können; und die einzige Alternative hiezu ist «trostloses Satellitentum». Die Epoche der europäischen Nationalstaaten ist vorüber; wirkliche Freiheit der Entscheidungen und Machthandlungen haben sie so oder so nicht mehr und weigern sich verzweifelt, aufzugeben, was sie gar nicht mehr besitzen. Die Tradition der «deutsch-französischen Erbfeindschaft» ist anachronistisch, gegenstandslos, substanzlos, nicht einmal mehr zur trübsten Sensation dienlich. Wirkliche, dringende gemeinsame Aufgaben bestehen; nicht bloß jene, zusammen zu existieren ohne sich Schaden zu tun und das Gleichgewicht in Eurasien halten zu helfen, sondern auch schöpferischer Art — vor allem in Afrika. Was wiegen gegenüber alledem die sentimentalen Fiktionen, die Erinnerungen an das, was nicht mehr ist?

Hier kann der Referent nur sagen, daß er dem Autor beipflichtet, und daß er den Gedanken noch nie so schön und überzeugend, so leidenschaftlich nuanciert und klug entwickelt gefunden hat. Das eingangs Gesagte möchte ich trotzdem aufrecht erhalten. Der «Person» Frankreich allein dürfen wir an der Stockung des erhofften Einigungsprozesses nicht Schuld geben. Auch Deutschland, das nach Michelet keine «Person», sondern ein «Volk» ist, trägt auf seine Weise einen Teil Schuld daran; auch das «Reich» England. Jede Macht tut es, die irgend an dem europäischen Spiel beteiligt ist. Schon manches Gute, was für den spekulierenden Geist des Historikers hätte sein können, ist dann doch nicht zustande gekommen; die Möglichkeit ist nie von der Hand zu weisen, daß trotz aller plausiblen Argumente, welche für es sprechen, auch «Europa» schließlich nicht zustande kommen und uralte Verwirrung wieder aufbrechen wird zu neuen Hirnverbranntheiten, neuen Qualen. Unvermeidlich ist diese Aussicht im Jahre 1954 aber nicht. Alles, was der gutwillige Publizist tun kann, ist die Möglichkeit, dessen zu zeigen, was er für wünschenswert hält und Widerstände durch Kenntnisse und Sympathie auflösen zu helfen, wofür Lüthys Frankreich-Buch ein hervorragendes Beispiel abgibt.